

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Rebr., 22. März 1912 (Zweiter Theil.)

Nummer 32

Ein kleines Haus.

Von Marg. Reichel-Karsten.

Oft in des Weltgetümmels argem Schrein
Kommt mir der Wunsch nach Stillschweben,
Nach einem kleinen, trauten Friedenshaus,
Dort ruhe ich von Streit und Kämpfen aus!
Und meine Sehnsucht geht landaus,
Landein
Und sucht ein Häuschen, recht im Sonnenschein.
Im Grünen liegt's, mit Linden vor der Tür,
Mit eines Gärtchens buntem Blumenzier.
Und in dem Stübchen wohnt Bescheidenheit,
Die rechte Liebe und Glückseligkeit —
Mein Häuschen du, mein Glück, mein Friedensraum,
Wo blieb für dich auf dieser Erde Raum?
Kein Gut ist mein, nur meine Sehnsucht baut,
Wenn sie erfreut die fremden Häuschen schaut.
Doch, einmal wird auch mir ein solcher Schatz,
In grünem Garten, wo ein stiller Platz,
Ein eignes, schlichtes, kleines Friedenshaus,
Dort ruh' ich dann für immer, immer aus!

Der Sonnenschirm.

Von A. Charlton.

Bei den Jours der Gräfin Milbrand war der Freund des Hauses Mr. Hosford, Chef der Londoner Geheimpolizei, ein gern gesehener Gast; er verstand es, durch seine „Nachforschungen“ (wie er seine selbstgelebten Berufsgeheimnisse nannte), die Gesellschaft zu amüsieren oder in Schrecken und Spannung zu versetzen — je nach seiner Laune.
Eines Tages wurde er wieder von den Damen bestürmt, eine seiner interessanteren Geschichten zum besten zu geben.
„Da ich keine Primadonna bin“, sagte Mr. Hosford schüchtern, „geziemt es mir wohl nicht, mich lange bitten zu lassen. Ich will Ihnen also die Geschichte einer hübschen und klugen Frau, ihres Freundes und einer Kollektion von Brillant-Drofschen erzählen. Ich glaube, es ist am besten, wenn ich die verschiedenen Einzelheiten, die mir später bekannt wurden, chronologisch aneinanderreihe, um meine Erzählung eindrucksvoller zu gestalten. Darf ich Sie, meine Damen, daher bitten, mich in Gedanken nach der Oxfordstreet, zum Laden des Ihnen wohlbekannten Juweliers Schwelger, zu begleiten. Die Zeit der Handlung war etwa halb vier Uhr; das Wetter draußen war eben schön und heiter wie heute. Eine elegante Equipage fuhr vor, der eine tadellos gekleidete junge Frau entstieg, die in den Laden eintrat. Es war eine Frau von jener Anmut und Eleganz, wie man sie selten findet.
Sie trug ein silbergraues Crepe de Chine-Kleid und einen gleichfarbigen, tiefenroten Rembrandtblau; in der Hand hielt sie einen duftigen, mit Seidenstrahlen garnierten Sonnenschirm, den sie auf das Ladentisch vor sich hinlegte. Der Verkäufer begrüßte die hübsche Kundin in zuvorkommender Weise und fragte nach ihren Wünschen.
Die Dame ließ sich Brillant-Drofschen und Ohrgehänge zeigen — ihr Benehmen während der Besichtigung des Schmuckes war tadellos und vollkommen tadellust, so daß es dem geübten Verkäufer, der sie, wie bekanntlich ein jeder Juwelier es tut, genau beobachtet, nie in den Sinn gekommen wäre, diese Dame eines Diebstahls zu verdächtigen. Endlich hatte sie ihre Wahl getroffen und eine sehr wertvolle Brosche gewählt.
Der Preis war siebenhundert Pfund — die Käuferin verriet ihre Sicherheit in derartigen Geschäften durch ihr Verlangen, von der Summe einen Betrag als Kassatonto in Abzug zu bringen — was der Juwelier bereitwillig zusagte.
Nun entnahm die Dame ihrer Handtasche ein wohlgefülltes Geldtäschchen und bezahlte den Preis in einwandfreien Banknoten.
Soweit ging ja alles normal und ordnungsgemäß. Dann zog sie ihre edelsteinbesetzte Uhr hervor und verglich die Zeit mit der über dem Pult

hängenden Laden-Uhr. Anscheinend erschreckt, bat sie den Verkäufer, ihren Eintaus möglichst rasch zu verpacken, da sie nun, so sagte sie, in großer Eile sei.
Durch das gute Geschäft und ein gewinnendes Lächeln der schönen Frau in arglose Stimmung versetzt, bemühte sich der Juwelier, diesem Wunsch möglichst nachzukommen und vergaß darüber sogar, die Kassette mit den übrigen Broschen fortzuräumen, auf der auch einige ungefähre Brillanten lagen.
Mit liebenswürdigem Dank nahm die Dame das kleine Päckchen aus seinen Händen und erhob sich von dem Taburett; gleichzeitig nahm sie mit der anderen Hand ihren Sonnenschirm vom Pult. Doch die langen Seidenstrahlen hatten sich in eine der Broschen verwickelt, und die Kassette mit den kostbaren Juwelen fiel zu Boden; in ihrem Schreden hatte die Schöne auch den Schirm fallen lassen. Der Schmutz war über den ganzen Boden des Lokals zerstreut, der größte Teil war bis zur Eingangstür gerollt. Im selben Augenblick wurde diese Tür geöffnet, und ein wohlgepflegter, eleganter Herr blieb, nachdem er die Situation überblickt hatte, einen Moment zweifelnd auf der Schwelle stehen. Dann ging er vorsichtig, um auf keinen Fall den Schmutz zu treten, auf das Verkaufspult zu.
Die Dame war in größter Aufregung; sie beugte sich herab, um dem Juwelier beim Auflesen der Broschen behilflich zu sein, doch, sich plötzlich besinnend, setzte sie sich wieder auf ihren Platz und brachte in vielen Worten ihr Bedauern über ihre Ungeschicklichkeit zum Ausdruck. Der Schirm lag noch immer auf dem Fußboden. Inzwischen hatte auch der Herr sich auf einen Sessel niedergelassen.
„Ich kann Ihnen leider nicht behilflich sein, da, im Falle ein Schmuckstück fehlen sollte, immer ein Verdacht auf den Helfer fällt“, sagte er lachend.
So sahen die beiden Kunden zu, während der Juwelier sich bemühte, die über den Raum verstreuten Stücke aufzusuchen und wieder auf der Kassette zu ordnen. Doch vier bis fünf ungefähre Steine fehlten, als er schließlich die Juwelen nachzählte.
Die Situation war für den Verkäufer äußerst peinlich. Er konnte die Dame nicht gut des Diebstahls bezichtigen, da sie während der Suche keines der Schmuckstücke berührt hatte — eine ungeschickte Bewegung und nicht auf einen wohlüberlegten Trick zurückzuführen zu sein.
Die Sache war wirklich äußerst schwierig, da der Juwelier nicht wagte, die Dame nach ihrer Adresse zu fragen; er konnte nicht wissen, ob er es nicht am Ende mit einer hochstehenden Dame oder mit einer Verwandten einer seiner aristokratischen Kundinnen zu tun habe — und in diesem Falle wollte er auch nicht den leisesten Schein eines Mißtrauens zeigen. Auch den eben gekommenen Herrn konnte er nicht recht mit dem Verschwinden der Steine in Zusammenhang bringen, da dieser die ganze Zeit regungslos dagestanden war und mit der Dame in leiser Beziehung zu stehen schien.
Da half die Dame dem Juwelier selbst über diese unangenehme Situation hinweg, indem sie ihm ihren Namen nannte und als Adresse eines der elegantesten Hotels angab, wo sie, wie sie sagte, noch einige Tage verbleiben werde. Sie bat, ihr baldmöglichst mitzuteilen, ob die durch ihr Verschulden in Verlust geratenen Steine wieder gefunden worden seien. Für den Augenblick glaube sie aber, sei ihre Anwesenheit im Lokal von geringem Nutzen, auch habe sie, wie schon zuvor erwähnt, große Eile.
Der Herr, der eingetreten war, während der Schmutz am Boden lag, hörte lächelnd zu und sagte, sich in seinen Sessel zurücklehnd, er habe es gar nicht eilig und könne warten.
Die Sache war so schlau eingefädelt, daß es den beiden wohl gelungen wäre, ihre Beute ins Trockene zu bringen, wenn nicht Mr. Schwelger hinter der Glaswand seines Comptoirs die Scene aufmerksam beobachtet und mich sofort telephonisch verständigt hätte. Ich sprang in mein Auto und war wenige Minuten später an Ort und Stelle, noch gerade im richtigen Moment, um die Dame, die bereits den Thürartritt in der Hand hielt, als ich ankam, im Lokal zurückhalten zu können.
Ich trat nicht in den Laden ein, sondern gelangte durch den Hausflur in Mr. Schwelgers Privatbureau, wo mir

dieser kurz den Vorfall schilderte. Er hatte von Anfang an die ganze Situation für gemacht gehalten und war überzeugt, daß die beiden im Einverständnis mit einander waren, obwohl er nicht sagen konnte, auf welche Weise sie sich der Steine hätten bemächtigen können.
Ich schlug den Vorhang vorsichtig zurück, um unbedacht den Schauplatz zu besichtigen.
Der Verkäufer und ein herzgeleiteter Kommis bemühten sich noch immer, am Boden tauernd, die Steine zu finden. Ich sah, wie die Dame zur Tür schreitend noch ostentativ ihren Sonnenschirm schüttelte, um zu zeigen, daß darin kein Stein verborgen sein könne. Dann legte sie die Hand auf die Türschwelle; mein Blick streifte den auf Pulte stehenden Herrn — und im selben Augenblick waren all meine Zweifel verflogen — ich riß die Tür des Comptoirs auf und eilte in den Laden, um die „Dame“ anzuhalten.
Ich hatte in dem harmlos dahingehenden einen der berühmtesten Gauner Londons erkannt. Mr. Schwelger drückte auf einen Knopf und der für derartige Zwischenfälle berechnete elektrische Türschließer tat seine Schuldigkeit, indem er die „Dame“ vergeblich an der Tür rütteln ließ, denn diese hatte sich bereits geschlossen. Mein Herr arbeitete sieberhaft, während meine Augen suchend den Laden streiften. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich meiner Brust — ich hatte das Spiel aufgedeckt! Auf dem Boden, von der Tür, bis zum Verkaufspunkt hin, waren zwei, drei halbtreibförmige, schwarze Fiedel sichtbar. Nun wußte ich auch, wo die Steine verborgen waren. Ich verständigte mich durch Zeichen mit den zwei Angestellten, die rasch den Raum von rückwärts fahnen und auf seinem Sessel festhielten.
Der Angriff war so gut und rasch ausgeführt worden, daß der Fremde, der abnungslos vor sich hingehockt hatte, im Schreden die Füße hochzog und mir in diesem Augenblick die Richtigkeit meiner Vermutung bestätigte.
Die Abfuge seiner Schuhe waren ausgehöhlt und die Höhlung war mit schwarzem Wachs ausgefüllt; in dieser weichen Masse steckten die gesuchten Steine! Der Gauner wäre, hätte nicht Mr. Schwelger die Situation rasch erfaßt, wahrscheinlich mit seiner Beute unbeanstandet entkommen.
In der Salpeterwüste.
Von Charlet Trauer (Zürich).
In langschneitiger Morgenfrühe war ich aus Jaiquae, einem Hauptstaden der chilenischen Salpeterwüste, ausgeritten auf hergerichtetem Polizeipferd, das man mir auf eine Empfehlung hin geliehen hatte. Ich wollte meinen Freund, den alten Bergmeister von Santa Rosa, jener Silbermine hoch oben in der Pampa, besuchen, hatte den Weg vor einigen Wochen schon einmal gemacht und getraute mich, ihn führerlos wieder zu finden.
Die Pampa wird erreicht, wenn man mehrere hintereinanderliegende Terrassen, die sich stufenförmig aus dem Meer erheben, überwunden hat, — erst dann gelangt man in die über tausend Meter gelegene eigentliche Wüste.
Den zweiten steil aufstrebenden Gang ritt ich entlang, nachdem ich zuvor die breite Ebene, die zwischen der ersten Terrasse und diesem Gang liegt, im Galopp durchgefahret hatte, warnte mich nun aber nicht öfters, wo die breitere Spur gegen die nächstgelegene Salpeteroffizin wies, sondern hielt mich nach Süden, an eine schmale, weniger begangene, in die Sandhügel der Küstenterrassen hinein, in denen das Silberbergwerk lag, das ich mir zum Ziel gesetzt.
Die Wüste war eine vollkommene. Kein Gewächs, kein Moos, keine Flechte, kein Tier. Einige schwarze Vögel, wie Puntie, weit hinten, wo ich die See wußte.
Ab und zu führten Spuren zu beiden Seiten in die Berge hinein. Ich folgte einem rundumgeachteten Tal in derjenigen Richtung, die mir durch einige scharfgezeichnete Hügelformen in der Erinnerung vorgezeichnet erschienen.
Ich war nun drei Stunden im Sattel — Durst, Hunger — ein kleiner Halm, die Satteltaschen zu untersuchen. Noch zwei Stunden, dann war ich am Ziel. Ich durfte fröhlich aufatmen. Da hatten mir die guten Jaiquenerniedergastfreunde unter anderem wirklich auch noch den Rest der Anchovispaste

mitgegeben, die mir bei ihnen so gemundet hatte. Scharfes Zeug in dieser Trockenheit und Hitze; etwas unvernünftig, viel davon aufs Butterbrot zu schmieren — aber kalter Tee spülte den scharfen Geschmack wohl herunter. Merkwürdig genau, so schildert er mir die Erinnerung, beschrieb ich mir die Tübe, in welcher die Paste über's Meer gesandt worden war, mich mahnend, wie wunderbar es doch sei, daß ich in dieser wesenlosen Wüste die Reste eines eigentlich rein gaumenreizenden Erzeugnisses menschlichen Bedüßens zurücklassen werde, eine Stanioltübe mit roter Aufschrift: „Anchovispasta, ertragsreiche Qualität, garantiert goldbar. Mit Speisefarbe gefärbt. Anchovispasta ist kühl aufzubewahren.“ Ich warf sie hinter mich und sie kam neben die hungrig aus dem Sand herausgestreckten gebleichten Anchovisknoschen eines hier verendeten Maultiers zu liegen. Dann ritt ich weiter auf immer noch vielfacher Spur.
Was war denn auf einmal mit meinen Augen? Sie sahen nicht scharf mehr, sondern durch einen Schleier, durch einen leichten Dunst. Die umliegenden Hügel tauchten wie in Nebel ein, zwei, drei Minuten noch, dann sah ich ein feines Pferd's Länge mehr vor mich hin — „die Camaracha!“ Ich rief es wie von irgend woher, schrie es wie aus mir — ich war in den gefährlichsten, todbringenden Wüstenebel geraten.
Das Pferd schnob aufgeregt, blies Strahlen seines Dunstes aus den geblähten Nüstern — „rubig Blut, mein einziger Freund!“ — wir suchten den Kompaß und seiner Hilfe gewiß, reiten wir tapfer ans Ziel!“ Ich öffnete die Satteltaschen — rechts leer — links leer! Ich hatte doch ausdrücklich Auftrag gegeben, ihn einzupacken. Sollte der überläufige, chilenische Soldat das Notwendigste vernachlässigt haben? Er verlor doch mehr als ich — ich nur mein Leben — er sein Pferd! — In den Pistolenhaltern? Boren am Sattel waren zwei altnödische Taschen für große Reiterpistolen angebracht. Auch da nichts!
Nun fühlte ich die Gefahr. Sie überließ mich langsam, wie ein kalter, unendlich feuchter Herbstregen. Ringsum aber glom Trübseligkeit. Auch vorher war es glütig gewesen, sengend heiß, aber eine bräunende, das Krante abtönde Hitze, nicht eine dampfige, tropische, wie sie mich jetzt einwickelte. Ich hätte um Hilfe schreien mögen, fühlte aber, wie jeder Laut im Anschlag erstickt war. Nur hinter mir hörte ich ein heiseres Krächzen, als ob dort große, gierige Vögel Unheil ausgehrieben hätten.
Vorwärts, mein Pferd! Das Glück, dem Zufall, dem Schicksal, das uns so jung nicht verkommen läßt, vertraut! Nach haben wir die Fährte vor uns!“
Da hörte sie auf. Plötzlich, unvermittelt, unbegreiflicherweise standen wir in nie betretenem, furchtbarem weissen Sand, der mit dem biden, biden, wie eine Mauer um uns ragen den Nebel verschmolz. „Zurück!“ Die Spur war nicht zu finden. „Nach rechts!“ Wir kreuzten sie nicht. „Nach links!“ Kein anderer Erfolg. „Dann richten wir uns eben nach der Sonne!“ Kein hellerer Schein verriet durch den Nebel, wo sie stand. „Dort ungefähr — dann müssen wir dahin reiten!“ Und mutig streckten wir „dorthin“. Wir stiegen empor. Wir waren auf einer Höhe. Zu beiden Seiten senkte es sich in die Tiefe — man fühlte es nur, man sah es nicht. Sandwehen ragten ab und zu dicht neben uns auf. Dann wieder war eine Kruste von Kalt und Kochsalz über den Sand geweht, daß es hohl klang beim Darüberreiten, als ob tiefe Gletscherpolen unter Schneeburden gelauert hätten. Manchmal sank ein Pferdehuf ein und unermittelt fiel senkte es sich oftmals in die Tiefe. Dann wieder hinauf, wieder ein Stück ebener Erde, wieder hinab — hinauf, hinab — ein, zwei, drei Stunden ritt ich so.
Ein Uhr. Das etwas langhaarige Pferd war bedeckt mit seifenraumartigen Schweiß. Ich ward mir bewußt, daß ich ohne Ziel und Richtung durch die Wüste mich bewegte, die endlose, gewaltige Wüste. Wieder und wieder hatte ich die Satteltaschen nach dem Kompaß durchsucht.
Plötzlich geriet ich auf eine Spur, eine breite Spur, das Glück, der Zufall, das Schicksal, das uns so jung nicht verkommen lassen wollte, hatte uns, das Pferd und mich, gerettet. Wenn ich den in den Sand abgedrückten Pferdehufen entlang zurückritt, kam ich ans Meer, zu Freunden, zu Menschen!
Zurück? Was war zurück? Wo stand die Sonne? Stunden und Stunden hatte ich nun schon den weissen Schein der Nebelmauern um mich. Ich

wandte, in der blindratenden Hoffnung, dies als ein Zurück deuten zu dürfen. Immerzu folgte ich mit auf die Erde gestreuten Bliden der Fährte.
So sah ich auch meine leere Anchovispastentübe im Sande liegen. Ich las ganz deutlich die Worte, die nach oben lagen: „Garantiert... mit Speisefarbe“... Daneben die gebleichten Maultierknoschen.
Im Kreis geritten? Stunden und Stunden im Kreis geritten!
Links von der Spur lag die Tübe. Demzufolge ritt ich in der Tat zurück, halten doch die Knochen rechts vom Wege gelegen, als ich ausritt — ich mußte die Rettung finden. Mit jubelndem Mut erfüllt, mit überströmender Dankbarkeit gegen die Vorsehung, setzte ich der Spur.
Da hörte sie wieder auf. Vor mir war ein steiler Berggang empor. Ich dröhte das Pferd. Nur meine eigene, vereinzelt Spur war sichtbar auf ein paar Schritte. Nichts mehr von den vielen Hufen, die halb verweht im Sande gelegen hatten. Wie sich dies ereignet hatte, weiß ich noch heute nicht. Aber auch andere, die in die heimtückische Camaracha geraten sind, haben Ähnliches erlebt, das wurde mir oft berichtet.
So folgte ich meiner eigenen Fährte und verlor sie, wie die vorige, vielfache. Umherbringlich war sie in die Gänge ausgefahren. Hilflos, elend, mit Todesangst im Herzen, stand ich da. Ich fühlte, daß ein schwarzer Vorhang über die Augen sich bedeckte, ich fühlte den Schwindel, der seine Drohbewegungen um mich ansetzte — es durfte nicht sein! Schwerfällig hob ich das bleierne rechte Bein aus dem Bügel und ließ mich vom Pferdebügel hinabgleiten. Noch einmal wollte ich alle Taschen durchsuchen, jeden Winkel, alles, alles!
Ich schnalzte den Sattel ab. Ich band die Pistolenhalter los, ich lehrte sie um und schüttelte sie aus, — da geschah das Wunder! Der Kompaß rollte hervor. Zu unterst im Gehäuse, dort, wo sich das Lederzeug für die Aufnahme des Pistolenlaufes verengte, mußte er gesteckt haben, — nun lag er im Sande, nun hielt ich das kühle Eisen mit der zitternden Magnetnadel in der Hand. Und richtete mich auf.
Erst jetzt fiel es mir ein, mit einer wütenden Bewegung, mit einem sinnlosen Hin- und Herhülfeln der Arme die um mich verammelte Gesellschaft zu erschrecken. Sie aufzuschreien, gelang mir nicht. Denn schon seit Stunden hatten mich die Kosgeier begleitet. In der Luft hatte ich sie nicht gesehen, aber, sowie ich einmal Halt machte, tauchten sie, im Nebel vergrößert, grau und abscheulich, grotesk und aasfreudig, neben mir auf. Quert war es ein einzelner, dann deren drei, vier, dann waren es ihrer ein Duzend, und jetzt stiegen und drängten sie um mich herum, achtzehn der garstigen, schlüpfigen Tiere zählte ich, welche, wiebrige, heisere Schreie ausstößend, sich ab und zu, fast träge, in die Federn hockten, ab und zu aufhüpften und sich um den nächsten Platz bei uns, dem Pferd und mir, balgten. Kaum fünf Schritte entfernt, so daß ich die vordersten deutlich, die hintersten aber schon im Nebel aufgedunsen, verquollen, erkennen konnte.
Einstweilen begriffen sie nicht, daß das runde, glitzernde Ding in meiner Hand mich ihnen entriß, mich mit nie gekanntem Mut, mit unbeschreiblicher Lebensfreude erfüllte.
Und nun in der Richtung nach Santa Rosa! Denn ich war den Silberminen doch wohl näher, als Jaiquae. Die Uhr zeigte auf vier. Die übermächtige Freude hatte mir die Müdigkeit nicht bewußt werden lassen, nachdem aber der erste Kampf sich gelegt, begann ich zu zittern: wollte ich der schwarze Vorhang wieder vor die Augen senken, glaubte ich, zusammenzubrechen?
Ich hatte das Gefühl, als sei ich zu müde, um irgend mehr etwas zu fühlen. Die ungeheure Hitze, die um mich wogte, kam mir wie Kälte vor, konnte ebenfugot auch Kälte sein — ich wußte nicht mehr, was kalt und was heiß genannt wurde — nein, es war die Kälte, durch die ich ritt, eilige, furchtbare Kälte, der Sand, der zu meinen Füßen rieselte, war schneeweiß, schneeschneeweiß, war Schnee, war könniger, halbtägiger Schnee — ich ritt am Rande eines hohen, hohen Berges durch den Winter, den Winter der Alpenheimat.
Die Gegend war mir wohlbekannt. Aus dem Lauterbrunnental war ich emporgekommen, zwischen schneebedeckten, schwarzen Farnenwäldern hindurch, — nun ritt ich über die wunderweissen Felder der im Dezembermonat vertieften Scheideg gegen die Grindelwaldnerseite hin. Es war das Gröbste, Geradeste, was ich je erlebt hatte. Der Atem der Kraft, die Winterbergluft, hatte mich angeheitert, die

Eisesstille der Einsamkeit hatte mich umarmt. Und ein Weltenbauwerk, ein Himmelsdom, wuchs vor meinen Augen auf, ein königlicher, majestätischer Berg, aus blauschwarzen, überreifen Flüssen, aus brandenden, grüngepolsten Gletschern, aus goldenen, von der Abendsonne verklärten Schneefirnen. Mitten im Weltall stand er, das wie ein Meer in den Abgründen schäumen mußte, aus denen er sich emporredete, der große Berg, die Jungfrau, das Nachtvolke, die Hehrste, Stolzeste. Ich sank vom Pferde, kniete nieder und bete.
Als ich aufblickte, gewedt von einem kühlen Luftzug, zerfloss rings um mich ein dichter Nebel. Ich kniete im Sande, in feinstörmigem Sande — der Schnee zog sich lautlos in die Erde zurück, wurde von ihr eingatmet — Sand quoll daraus hervor — Sand, Sand, Sand.
Fast lotrecht fiel es vor mir in die Tiefe ab. Zu Füßen des zerrissenen Ganges sah ich einige Hütten, Gerüste und Kamine — die Silberminen von Santa Rosa.
Noch tiefer glitten Hügelwellen um Hügelwellen in die ungeheure Ebene, in die Pampa hinauslaufend — schneeweiß zuerst, wie unabsehbare Firne, immer weiter sich verlierend und ausgleichend, bis sie an eine buchtige, blaue Mauer gelangten, in welche das mächtige Bild der Jungfrau, das ich noch eben geschaut hatte, zusammengesunken war — die fernen, fernen hohen Anden. Und wirklich glüherten von dort her Schneefelder im Abendsonnengold.
Die Gloden.
Mit Geweiheit läßt sich der Gebrauch der Gloden, zu gottesdienlichen Handlungen einzuladen, für den Anfang des 7. Jahrhunderts nachweisen. Vorher bediente man sich zu diesem Zwecke eines Ausrufers, eines Hornbläses oder des Schlagens auf Bretter und bergleichen. Die erste in Form und Zusammenfügung den heutigen ähnliche Glode ertönte auf dem Dome zu Pola in Kampanien, und als Grfinder der Gloden wird der hochgelehrte Bischof Paulinus genannt. Hiervon erzählt die Legende: Die Sonne war im Sinken, als der fromme Mann über eine Waldwiese still sinnend dahinschritt. Der goldene Firnis des Abendrots durchglühte das Blättergrün der leise rauschenden Bäume, und rings umher herrschte ein so seltsamer Friede, daß Paulinus unwillkürlich die Hände faltete und ausrief: „Herr der Welten, sei genehbet und geriefen! Gib mir ein Zeichen, daß du jetzt bei mir weilst und bei mir bleiben wirst bis ans Ende der Tage.“ Da begann es leise im Umkreise zu singen, und der fromme Beter gewahrte, wie die blauen Glodenblüthen ihre Köpfechen im Abendwinde wiegten. Zur Erinnerung an diese seltsame Stunde ließ der Bischof eine große Glodenblume gießen, die stets beim Gebete der Gemeinde erklang, und das war die erste Kirchenblode, die zum Preise des Heiligengeistes geoffen wurde. In neuerer Zeit hat die hiesige Kirche zu Desleas ein feindliches Heer zum Stauen und zur Flucht. Eifrig sorgte für ihre Einführung Karl der Große, und der erste Papst, unter dem Gloden in Rom erklangen, war Sabianus. Ursprünglich wurden die Gloden in besonderen Glodenfirmen neben dem Gotteshaufe aufgehängt. In neuerer Zeit hat man bei der Zusammenstellung mehrerer Gloden zu einem Geläute besonders auf ihr harmonisches Zusammenstimmen, gewöhnlich in einem Dreiklang (Dur oder Moll), Rücksicht genommen. Unsere Dichter haben dem Glodenklange vielfach schöne Worte und Verse gewidmet. Man denke an Schillers „Lied von der Glode“ und an Gustav Frentaas wundervolle Schilderung des ersten Glodenläutens in Deutschland in seinem Aphenroman „Ingradaan“.
Veranlagung.
Wirt (die Rechnung für den Fremden ausstellend): „Die einzelnen Posten auswerfen, das versteht ich besser, aber das Zusammenrechnen überlasse ich meiner Alten, da kriegt die am meisten heraus!“
Zimmer Geschäftsmann.
Kaufmann (zu einem Bekannten über seinen Sohnprechend): „Ich sag' Dir, der Junge ist großartig; wenn ich rechne, was ich aufgewendet habe, so verginst er sich mit 34 Prozent.“